

Unterwegssein: Ein biblisches Charisma, das auch für Kirche heute relevant ist

Prof. Dr. Sandra Huebenthal, Universität Passau

Geh fort aus deinem Land, aus deiner Verwandtschaft und aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde! (Gen 12,1). Abraham ist der Erste von vielen, die in der Bibel aus der vertrauten Heimat ins Ungewisse aufbrechen, weil Gott sie ruft. Bald wird sein Volk eine andere Erfahrung prägen, die sie für die kommenden Generationen festhalten. Es ist die befreiende Erfahrung, dass, wo immer sie hinkommen, Gott immer schon bei ihnen ist. Mose begegnet im brennenden Dornbusch dem Gott seiner Vorfahren, der sich ihm als *der Gott seines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs* offenbart und ihm schließlich seinen sprechenden Namen verrät: der „Ich-bin“, der auch der „Ich-bin-da“ genannt wird (Ex 3,14).

Ab diesem Zeitpunkt ist nicht nur das Volk Israel unterwegs mit Gott, sondern auch Gott mit seinem Volk unterwegs. Er bleibt ihm auch im Babylonischen Exil nicht fern. Geradezu genial ist im Buch Ezechiel beschrieben, wie der göttliche Thronwagen mit seinen feurigen Rädern den Tempel verlässt (Ez 1,4-28; 11,22-23). Gott geht *mit* seinem Volk ins Exil und in der Verarbeitung dieser Erfahrung kommen in der Tora und den Geschichtsbüchern Fragen zu Heimat und Fremdheit noch einmal neu und anders zur Sprache. Auch die Erfahrungen von *Anderen*, die ebenfalls mit Gott und auf ihn hin unterwegs sind und schließlich Teil des Volkes werden, finden sich in den Heiligen Schriften Israels. Ein Beispiel dafür ist das Buch Rut, das davon erzählt, wie eine Moabiterin Teil des Gottesvolkes wird.

Die Erinnerung, dass alle irgendwo einmal Fremde gewesen sind und immer irgendwo Fremde bleiben, ist in biblischen Texten festgehalten. Nicht ganz zufällig ist jene Rut aus Moab die Urgroßmutter von König David. In der Genealogie Jesu, mit der das Matthäusevangelium beginnt (Mt 1,1-17), wird sie als eine von vier Frauen erwähnt. Die anderen drei sind eine weitere findige Schwiegertochter, die, als Prostituierte verkleidet, ihren eigenen Schwiegervater verführt (Gen 38), und eine echte Prostituierte, die göttliche Kundschafter rettet (Jos 2) und dem Stammbaum Jesu zufolge die Mutter dessen ist, der Rut heiratet. Die vierte ist die (Frau des) Urija, bei der nicht so recht klar wird, wie freiwillig sie sich König David hingibt, nachdem er sie beim Bad beobachtet hat und in den Palast rufen lässt (2 Sam 11). Unterwegssein, Fremdheit und Integration spielen beim matthäischen Stammbaum eine wichtige Rolle, und es ist nicht überraschend, dass auch hier das Exil ein wichtiges Motiv ist.

Im Neuen Testament ist das Personal kein bisschen weniger mobil: Johannes der Täufer ist in der Wüste, Jesus selbst beginnt als Wanderarbeiter und wird als wandernder Bote der Gottesherrschaft erinnert. Petrus und Paulus, so unterschiedlich sie auch sonst sind – der eine aus Galiläa, der andere aus Tarsus in Kleinasien – geraten nicht etwa in Jerusalem aneinander, sondern in Antiochia. Gestorben sind sie, wenn man der Tradition glaubt, beide in Rom. Unterwegssein und Fremdsein ist auch für sie Teil der Identität ihrer religiösen Tradition.

Biblische Beständigkeit, so könnte man meinen, besteht in Fremdheit und Unterwegssein. Wenn man die biblischen Erzählungen liest, scheinen Umriss eines Charismas des Unterwegsseins auf, das in eine biblisch grundierte *Theologie des Unterwegsseins* münden kann, die gerade in Zeiten des Umbruchs und des Synodalen Wegs, Impulse setzen kann. Sich zurückbesinnen auf die oft unfreiwilligen Aufbrüche aus der vertrauten Heimat, die Unsicherheiten auf dem Weg und die Geschenke von Begegnung, die man sich nicht aussucht, die in biblischen Texten aber zu neuen Erkenntnissen und einem vertieften Gefühl der Heimat in Gott führen, ist eine gute Möglichkeit, den Advent zu begehen und das Unterwegssein als Austausch zu begreifen, der aus Menschen Mitmenschen macht.

In der Bibelwissenschaft wird das Unterwegssein Jesu und seiner Jünger auch auf den Begriff *itinerant lifestyle* gebracht, was so viel bedeutet wie *Leben im Unterwegs*. Ein solches Leben, ist völlig ungewiss

und schließt feste und sichere Bindungen vor Ort aus. Man kann es sich vielleicht als strategische Entscheidung für neue Situationen vorstellen, die im Vorhinein immer ungewiss sind, bei denen nicht schon im Voraus das Ergebnis und die Sieger feststehen.

Der Fokus liegt dabei nicht auf den Beschränkungen, sondern den Möglichkeiten, die ein *Leben im Unterwegs* eröffnet. Unterwegssein bedeutet insbesondere die Abwesenheit der herkömmlichen vertrauten familiären oder nachbarschaftlichen Beziehungen vor Ort. Doch auch hier ist das Potential größer als die Einschränkung: Unterwegssein ermöglicht Begegnungen in Situationen, in denen die für Beziehungen üblicherweise maßgeblichen Regeln außer Kraft gesetzt sind. Wenn man ein vertrautes Phänomen zur Erklärung heranziehen wollte, ließe sich vielleicht sagen, dass die Freiheit im sozialen Umgang, die sich Menschen häufig nur im Urlaub nehmen, hier zum Alltag geworden ist. Dabei geht es jedoch weder um behagliches Reisen noch um Minimalismus, sondern vielmehr um Angewiesen Sein. Auf die modernen Mechanismen und die kleinen Rituale der Vielreisenden, die Heimat schaffen sollen, bewusst zu verzichten und den Menschen ungesichert als bedürftiger und verletzlicher Mitmensch gegenüberzutreten, macht die Dimension von Unterwegssein als *Zwischen-Sein*, als aufgebrochen, aber noch nicht angekommen sein, im Sinne des neutestamentlichen Charisma aus.

Dieses *Zwischen-Sein* als besondere Form des *Leben im Unterwegs* leben Jesus und seine Jünger gleichermaßen, wenn er sie anweist, *ohne eigene Mittel unterwegs zu sein, um allen, die sie aufnehmen, klarzumachen, dass sie nicht in der Lage sind, irgendetwas zurückzugeben: weder Gastfreundschaft, noch materiale Güter, politische Protektion oder soziale Integration*. Die Aussendung der Jünger (Mk 6,7-13) erfolgt dementsprechend *arm*, sprich: ohne Ausrüstung. Die *Armut* der Ausgesandten wird auch in der Exegese oft als Hinweis darauf verstanden, dass sie „sowohl in *materieller* Hinsicht als auch bezüglich ihrer *Sicherheit* auf Gott vertrauen sollen.“ Wenn sie unterwegs sind, treten die Jünger als bedürftig auf. Sie sind auf andere angewiesen und kommen um Begegnungen, die sie sich nicht aussuchen, und Grenzerfahrungen, die sie verändern, nicht herum.

Die Begegnung Jesu mit einer Syro-Phönizierin im Gebiet von Tyrus erzählt eine Geschichte von einer solchen kurzen und lebensverändernden Begegnung an der Grenze: *Jesus brach auf und zog von dort in das Gebiet von Tyrus. Er ging in ein Haus, wollte aber, dass niemand davon erfuhr; doch es konnte nicht verborgen bleiben. Eine Frau, deren Tochter von einem unreinen Geist besessen war, hörte von ihm; sie kam sogleich herbei und fiel ihm zu Füßen. Die Frau, von Geburt Syrophönizierin, war eine Heidin. Sie bat ihn, aus ihrer Tochter den Dämon auszutreiben. Da sagte er zu ihr: Lasst zuerst die Kinder satt werden; denn es ist nicht recht, das Brot den Kindern wegzunehmen und den Hunden vorzuwerfen. Sie erwiderte ihm: Ja, du hast recht, Herr! Aber auch die kleinen Hunde unter dem Tisch essen von den Brotkrumen der Kinder. Er antwortete ihr: Weil du das gesagt hast, sage ich dir: Geh nach Hause, der Dämon hat deine Tochter verlassen. Und als sie nach Hause kam, fand sie das Kind auf dem Bett liegen und sah, dass der Dämon es verlassen hatte.* (Mk 7,24–30)

Die Geschichte ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Sie erzählt von Grenzen und Grenzüberschreitungen unterschiedlichster Art. Jesus, der galiläische Jude, hält sich im Gebiet von Tyrus und Sidon auf und sucht dort nach Ruhe – in jedem Fall möchte er nicht, dass jemand etwas von seiner Anwesenheit erfährt. Der Ort scheint gut gewählt, denn die phönizische Küstenstadt im heutigen Libanon ist zwar nicht weit von Galiläa entfernt, liegt aber in heidnischem Gebiet.

Die syrophönizische Frau ist im Gebiet von Tyrus eine Einheimische und als Vertreterin der Oberschicht eine derjenigen, die sozusagen die Hand auf dem Brot der Galiläer haben. Wenn es um die Nahrungsverteilung geht, kommt sie zuerst. Im Bild Jesu werden die Rollen vertauscht. Als Heidin wird sie vom Tisch des Heils an den Platz der Hunde verwiesen. Diesen vermeintlich religiös-sozialen Interessenskonflikt entlarvt die Frau als unangemessen und unzutreffend: In ihrer Antwort vertauscht sie wiederum die Rollen und macht aus Hunden, die auf der Straße leben, Haustiere. Das Bild vom verschwenderischen Überfluss, das die reiche Heidin skizziert, ist nicht *böse*, sondern wird zum Sinnbild dafür, dass der Überfluss der einen dem Mangel der anderen abhelfen kann. Jesus und die Frau trennen sich

als Veränderte – eine kurze Begegnung mit kaum zu unterschätzender Wirkung für den weiteren Fortgang der Jesusgeschichte, wie Markus sie erzählt.

Solche Begegnungen sind in ihrer Unverfügbarkeit und Unplanbarkeit transparent für die Königsherrschaft Gottes und dafür, was es heißt, als Angehörige des wandernden Gottesvolkes unterwegs zu sein. „Unser Gott“, schreibt Tomáš Halík, „ist ein pilgernder Gott, der Gott eines nie enden wollenden Exodus, er führt uns weg aus jedwedem Zuhause, wo wir uns dauerhaft ansiedeln und einnisten und auch ihn innerhalb unserer Grenzen in die Enge unserer Vorstellungen einsperren möchten“. Unterwegssein stellt andere Anforderungen und bietet andere Möglichkeiten als die *stabilitas loci*.

Der Sicherheit in der Reisegruppe und die Geborgenheit des Nachhausekommens wird hier der radikalen Verwiesenheit auf Gott gegenübergestellt, die ihre Antwort im absoluten Sich-Anvertrauen findet. Wer nicht bei und in Gott bleibt, kann nicht offen und vertrauensvoll unterwegs sein, sondern wird immer nach der vermeintlichen Sicherheit eines Zuhauses suchen, seien es bestimmte Orte, Menschen, Traditionen oder Institutionen. Unterwegssein kann dabei ein eigenes Charisma, ein eigener Weg der Nachfolge sein, der neben aller Anstrengung auch ein großes Potential bietet: Frei-Räume, die uns an ungeahnte Orte bringen und unerwartete Begegnungen ermöglichen: mit anderen Orten, Kulturen, Gedanken, Menschen und in der Stille und Einsamkeit die dieses Unterwegssein immer auch birgt – mit Gott als dem ganz Anderen, der ebenfalls unterwegs ist.

Jenes kleine dezentrale Netzwerk von lokalen Versammlungen (ekklesien), aus dem sich einmal die Kirche entwickeln wird, lebt von Anfang an in der Spannung zwischen zwei Polen, die nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen: Heimat und Heimatlosigkeit, Unterwegssein und Am-Ort-Sein. Stabile Ortsgemeinden und wandernde Apostel und Missionare – Männer wie Frauen – bedingen einander und brauchen einander. Wenn man an die vielfältigen sozialen Verbindungen denkt, die sich bei der konsequenten Hinwendung zum Reich Gottes zwangsläufig mitverändern, kann man genauso gut alles verlassen und Jesus nachfolgen, ohne Beruf und Wohnsitz aufzugeben. Jeder, der schon einmal eine neue Liebe – sei es einen Partner oder ein Hobby – hatte, die von seinem Umfeld nicht verstanden wurde, weiß, wie sich das anfühlt. Insofern gilt: Wer sich – an welchem Ort auch immer – der Realität des nahegekommenen Reiches Gottes anvertraut, wer also *den Willen Gottes tut*, zählt zur Gemeinschaft Jesu und ist ihm Bruder, Schwester und Mutter (Mk 3,35). Jesunachfolger unterwegs und zuhause sind damit einfach zwei unterschiedliche Sozialformen von Jüngerschaft, die aufeinander angewiesen sind und sich gegenseitig ergänzen.

Unterwegssein zeigt sich als biblisches Charisma, das ganz konkretes körperliches wie geistiges Unterwegssein bedeuten kann und dabei auf die Offenheit des Menschen setzt, die von seiner Ergriffenheit von Gott und seiner Botschaft rührt und ihn bereit macht zu Begegnung und Veränderung. Die Begegnung mit Gott und Jesus führt aus der Komfortzone heraus, nicht in sie hinein. Selbst wenn das Leben kein Wanderdasein ist, ist innerer Aufbruch gefragt. Irgendetwas bleibt immer zurück, muss verabschiedet werden. Gleichzeitig schließt der Aufbruch in die neue Wirklichkeit des Reiches Gottes die Flexibilität ein, Fremden zu begegnen sowie dem und den Fremden erklären zu können, wer man ist und was man tut.

Wir merken das noch heute. Auch heute sind Unterwegssein und Vor-Ort-Sein zwei Seiten christlicher Existenz. Christ sein – und das trifft auf römisch-katholische Christen in besonderer Weise zu – hat mit Bernhard Giesen gesprochen weder eine primordiale, noch eine traditionale, sondern eine universalistische Codierung. Katholisch ist (man) nicht nur zuhause, bei der Familie, am Heimatort oder in der Heimatgemeinde, sondern überall. Kirche konstituiert sich dort, wo zwei oder drei Glaubensgeschwister im Namen des Herrn versammelt sind. Katholische Identität hat noch immer viel mit Ritual zu tun und stiftet in besonderer Weise Heimat, wo immer man am Gottesdienst teilnimmt. In solchen Augenblicken ist zu spüren, dass alle gemeinsam Volk Gottes sind, das in diesem Augenblick einen Vorgesmack auf das himmlische Jerusalem bekommt, bevor jeder wieder in seinem Alltag unterwegs ist.